

Preddigttext: Hebr 4, 14-16

¹⁴ Weil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat, so lasst uns festhalten an dem Bekenntnis.

¹⁵ Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde.

¹⁶ Darum lasst uns freimütig hinzutreten zu dem Thron der Gnade, auf dass wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden und so Hilfe erfahren zur rechten Zeit.

Leidloses Leben

Liebe Gemeinde

ein Leben ohne Leiden – immer jung und fröhlich und gesund. Das ist der Lebenstraum, mit dem wir Tag für Tag konfrontiert werden.

Mit Bildern von glücklichen Männern, Frauen, Kindern und Familien werden nahezu alle Produkte beworben. Das scheint erstrebenswert in unserer Zeit. Und in gewisser Weise leben wir so schon in einer Gesellschaft ohne Leiden: einer Gesellschaft nämlich, in der Leiden ausgeblendet wird und leidende Menschen nicht gern gesehen werden. Auch wir sind versucht wegzusehen.

Mit dem Sonntag Invokavit beginnt die Passionszeit. Sieben

Wochen, in denen wir uns an die Leiden Jesu, an seine Passion, erinnern. Eine Zeit, in der wir auf seinen leidvollen Weg nach Jerusalem schauen. Und gerade weil dieser Fokus auf das Leiden heute so unüblich ist, sind wir dabei ständig angefragt: Was haben wir davon, uns Jesu Leiden immer wieder vor Augen zu führen?

Unser Predigttext am Sonntag Invokavit antwortet auf diese Frage. Das Leiden Jesu ist für ihn zentral mit dem christlichen Glauben verbunden. Um das seinen Lesern zu erklären, wählt der Verfasser des Hebräerbriefes die Figur des Hohepriesters. Die seinen Lesern noch gut in Erinnerung war.

Hohepriester

Es war noch nicht lange her, da stand in Jerusalem der Tempel. Der Verfasser des Hebräerbriefes kannte ihn gut. Er wusste um die verschiedenen Rituale und Feste im Heiligtum Gottes und kannte die Würdenträger, die darin ein- und ausgingen. Vom Tempeldiener, den Leviten bis zum Priester und dem einen Hohepriester versahen sie alle ihren Dienst im Hause Gottes. Menschen, die ermattet und sorgenvoll beladen waren, machten sich auf den Weg hinauf nach Jerusalem, sie beteten darum, dass ihnen ihre Sünden vergeben würden und brachten Opfer dar. Sie sehnten sich nach Gottes Nähe, hatten den Eindruck, dass er sich

zurück gezogen hatte – aus ihrem Leben gewichen war. Im Gottesdienst am Tempel fanden sie Trost. Da, oben in Jerusalem war ein Ort der Zuflucht. Ein Ort zu dem Menschen kommen konnten in ihrer Not. Zu dem sie aus ihrem Alltag treten und dem Heiligen in ihrem Leben Raum geben konnten. Hier ließen sie zurück, was sie belastete und stärkten ihren Glauben. Dieser Ort hatte den Verwürfnissen und Unwegsamkeiten ihres Lebens etwas entgegenzusetzen.

Entscheidend dafür, dass dieser Ort zum Heiligtum wurde, waren die Priester, die an ihm ihren Dienst versahen. Allen voran der Hohepriester. Am Versöhnungstag, einmal im Jahr trat er – von allen anderen gut abgeschottet – in den letzten Bezirk des Tempels. Er verließ die unheilige Welt und trat ins Allerheiligste, an den Fußschemel Gottes – ein Stück Himmel auf Erden.

Nachdem er seinen Dienst versehen und festgelegte Rituale vollzogen hatte, kehrte er zurück zum Volk, das bereits auf ihn wartete. Kleine goldene Glöckchen an seinem Gewand kündeten von seiner Rückkehr. Der Hohepriester hob die Hände und sprach den Segen über das Volk. Darin erlebten die Israeliten die Vergebung ihrer Sünden. Durch ihre Buße, ihr Fasten und diese heilige Handlung war von ihnen genommen, was sie zuvor von Gott getrennt hatte. Darauf vertrauten sie.

Doch als im Jahr 70 der Tempel in Jerusalem niederbrannte und seither nicht wieder errichtet wurde, war mit dem Tempeldienst auch das Amt des Hohepriesters erloschen. Es gab diese Amtsperson nicht mehr, die ausgewählt war, anders zu leben als alle Menschen des Volkes, der es allein erlaubt war ins Allerheiligste vor Gott zu treten.

Der andere Hohepriester

In einer Zeit, in der durchaus noch eine wache Erinnerung an den Tempel und den Hohepriester in Jerusalem vorhanden war, spricht der Hebräerbrief davon, dass Jesus Christus der Hohepriester der Gemeinde ist.

Christus eröffnet den Weg zu Gott. Wie der Hohepriester einmal im Jahr durch den Vorhang in das Allerheiligste getreten ist und damit symbolisch eine Verbindung zu Gott ermöglichte, hat Christus die Himmel durchschritten – begegnet uns in ihm Gott selbst. Es ist eine unverrückbare Überzeugung lutherischen Glaubens, dass ein gläubiger Christ keinen Vermittler zu Gott braucht. Jede und jeder ist direkt vor Gott. Und für jeden ist Gott nur ein Gebet weit entfernt. Doch das hat seinen Grund. Es hängt daran, dass sich Gott uns vermittelt hat. Weil Gott uns nahe gekommen ist, sind wir ihm nahe. Wir pilgern zu keinem Tempel und wir warten auch nicht auf das Klingen der kleinen goldenen

Glöckchen. Wir bekennen uns zu Jesus Christus. Das heißt: Wir machen uns bewusst, dass Gott sich uns zugewendet hat.

In diesem Sinne nennt der Hebräerbrief Jesus unseren Hohepriester. In ihm schlägt Gott eine Brücke zu uns. Er ist das Allerheiligste in dieser Welt. In ihm bleibt Gott nicht der majestätisch Erhabene und Unbegreifbare. Ganz im Gegenteil gibt er sich in unsere Schwachheit.

»Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit[.]«

Leiden erleben

Leid lässt an Gott zweifeln. Leid lässt von Gott abfallen. Weil er unglaublich fern wirkt im Leid. Weil wir den Eindruck haben, er habe sich entzogen. Wer zu Zeiten des Jerusalemer Tempels solchen Leidensdruck verspürte und Gott suchte, der pilgerte an das Heiligtum. Das Leid veränderte seine Gestalt, sei es weil es von den Menschen genommen wurde oder weil sie einen anderen Blick auf das Leid ihres Lebens erhalten haben.

Diesen Trost sollen wir erfahren, wenn wir uns an Jesus Christus wenden und uns bewusst machen, was durch ihn geschehen ist.

Durch ihn liegt ein Segen auf dem gesamten Leben, weil er das Leben selbst in seiner Göttlichkeit angenommen hat. Dass Gott in Jesus Christus als irdischer Mensch unser Leben gelebt hat, das gibt unseren täglichen Nöten eine Würde, die wir kaum fassen können. Wenn Gott sich selbst in die von außen betrachtet unerheblichsten Dinge des Lebens hineingibt, dann bleibt nichts unerheblich vor ihm.

Das ist tröstlich. So kennen wir es aus persönlichen Gesprächen. Geholfen bekommen wir meist nicht in Ratschlägen. Weil es oft schwer fällt sie anzunehmen. Wir spüren ganz schnell, wenn sie nicht wirklich auf unser Leben passen diese Ratschläge. Dann fühlen wir uns eher abgewimmelt und abgespeist durch ein scheinbar hilfreiches Wort. Wir erleben dann, dass ein solcher Ratschlag unsere Situation verkennt. Was bei anderen geholfen hat, das kann bei uns so ganz und gar falsch sein. Ratschläge sind auch Schläge. Weil in manchem Ratschlag eben nur deutlich wird, dass unser Gegenüber uns doch nicht wirklich versteht. Verstehen kann in der Tiefe nur, wer unsere Situation wirklich kennt. Und nur wer in der Tiefe versteht, vermag wirklich zu trösten. Das erleben wir im zwischenmenschlichen Miteinander. Jesus ist nichts Menschliches fern, weil er Mensch geworden ist. Womit wir uns auch immer in seinem Namen an Gott wenden, es

kann uns noch so abwegig, irrelevant oder seltsam erscheinen. Wir dürfen wissen, dass er uns versteht.

Was haben wir davon, uns Jesu Leiden in der Passionszeit immer wieder vor Augen zu führen? Diese Frage stand am Anfang der Predigt.

Was haben wir davon, uns Jesu Leiden immer wieder vor Augen zu führen?

Gerade in diesem Leiden erkennen wir Gottes Nähe in unserem Leben. Weil Jesus das Leben in allem Leiden und in hingebender Schwachheit auf sich genommen hat, erkennen wir Gottes Sympathien für unser Leben in ihm.

Leiden gehören zum Leben. Schwäche ist unerlässlich Teil unseres menschlichen Daseins. Wo das geleugnet wird, gerät ein beträchtlicher Teil des Lebens in Vergessenheit. Wird verdrängt und beschönigt. Und dort wird man bald nicht offen sein für das Leid der anderen. Wir schauen auf Jesu Leid in der Passionszeit. Wir bleiben ansprechbar auf das Leid der Welt und verschließen uns ihm nicht. Weil wir wissen, dass Gott sich selbst in dieses Leid gegeben hat und uns fordert mit ihm auf der Seite der Leidenden zu stehen.